

PROMOTION, EXPEDITION, HABILITATION, EMIGRATION
Franz Boas und der schwierige Prozeß, ein wissenschaftliches Leben zu planen*

Markus Verne

Als Franz Boas im Februar 1887 eine Stelle als Mitherausgeber der amerikanischen Wissenschaftszeitschrift „Science“ antritt, beendet er, neunundzwanzigjährig, einen Abschnitt seines Lebens, der 1881 mit der erfolgreichen Promotion in Kiel begonnen hatte – ein Abschnitt, geprägt von der Notwendigkeit, wissenschaftliche und persönliche Ziele nicht nur abzustecken und miteinander abzustimmen, sondern sie vor allem auch mit den tatsächlichen Möglichkeiten in Einklang zu bringen, wie sie sich ihm zu unterschiedlichen Zeitpunkten auf unterschiedliche Weise boten. Zwar ist Boas mit dieser Anstellung keinesfalls am Ende seiner Träume angelangt, es sollten sich noch etliche Jahre auf der „Suche nach Stabilität“ (Hyatt 1990:17–40) anschließen, bis er 1899 die Professur an der Columbia University antritt, um von dort aus die amerikanische Anthropologie nicht nur seiner Zeit maßgeblich zu gestalten. Die Stelle bei Science bildet jedoch in mehreren Hinsichten eine wichtige Zäsur in Boas' Leben. Weil sie erstmals auf absehbare Zeit ein kontinuierliches Einkommen verspricht, gestattet sie ihm, sich endlich den seit Jahren drängenden Wunsch einer Heirat zu erfüllen, während die Tatsache, daß Science ein Wissenschaftsjournal ist, gewährleistet, daß er seine wissenschaftlichen Ziele weiterhin verfolgen kann. Außerdem bietet sich ihm jetzt die Möglichkeit, zumindest vorläufig in Amerika zu bleiben und dort seine weiteren Pläne zu verfolgen.

Mein Ziel wird es im folgenden sein, einen Überblick über diese Zeit im Leben von Franz Boas zu geben, in deren Verlauf er sich von seinem „liebsten Ziel“, der „Erlangung einer deutschen Professur“ (F. Boas/A. Jacobi, 26.11.1882),¹ ab- und einer Zukunft in Amerika zuwendet – eine fraglos folgenreiche Phase für den Verlauf, den die Ethnologie, nicht nur in den USA, genommen hat. Dabei soll weniger ein synthetisierender Blick auf diesen Zeitabschnitt geworfen werden, um die Frage nach den Gründen seiner Emigration zu klären, vielmehr möchte ich einige der angesprochenen, alles andere als geradlinigen Entscheidungsprozesse nachzuvollziehen versuchen,

* Eine erste Version dieses Aufsatzes wurde 1999 durch Mittel des Konstanzer Sonderforschungsbereiches 511 „Literatur und Anthropologie“ ermöglicht. Für Unterstützung danke ich vor allem Thomas Hauschild, in dessen Projekt „Takt und Tabu. Selbst und Fremdgestaltung in Deutschland“ ich mitarbeiten konnte.

¹ Die Briefe, aus denen ich im folgenden zitiere, stammen, soweit nicht anders kenntlich gemacht, aus seiner auf Mikrofiche publizierten „Professional Correspondence“ (Boas 1972). Briefsammlungen finden sich auch in den von Müller-Wille (Boas 1994) und Rohner 1969 herausgegebenen Publikationen. Das Archiv der American Philosophical Society in Philadelphia, wo Boas' umfangreiche Korrespondenz lagert, war mir aus praktischen Gründen nicht zugänglich.

in deren Verlauf Boas auf sich verändernde Bedingungen beziehungsweise auf seine sich verändernden Einschätzungen dieser Bedingungen reagiert, sich immer wieder positioniert, seine verschiedenen Ziele formuliert und diese miteinander und mit den jeweiligen Gegebenheiten in Einklang zu bringen versucht. Ermöglicht wird ein solches Vorgehen durch die umfangreiche Korrespondenz, die aus dieser Zeit zur Verfügung steht: Briefe an Familienmitglieder und in der Wissenschaft tätige Ratgeber, in denen Boas sich seiner Situation immer wieder zu vergewissern und eine Zukunft zu entwerfen sucht.

Was durch diesen „subjektiven“ Zugang gewonnen wird, ist zum einen ein differenzierteres Bild des Emigrationsprozesses selbst. Die Eindeutigkeit, mit der Amerika oft als das beinahe zwangsläufige Resultat von Boas' wissenschaftlicher und persönlicher Entwicklung betrachtet wird, weicht einem weniger geradlinigen Verständnis seiner Auswanderung, das dem Hin und Her zwischen sich widersprechenden Zielen und sich tatsächlich bietenden Möglichkeiten Rechnung trägt. Dies wirkt sich, zum zweiten, auch auf die in diesem Zusammenhang immer wieder aufgeworfene Frage aus, welche Rolle Boas' jüdischer Herkunft für seine Auswanderung zukommt, was schließlich einen methodischen Aspekt wissenschaftshistorischer Forschung in den Blickpunkt rücken läßt: die Tatsache nämlich, daß Wissenschaftshistoriker, anders als die historischen Personen selbst, den Ausgang der jeweiligen Lebensgeschichte und den Verlauf der Geschichte im Ganzen bereits kennen, wenn sie sich an die Arbeit machen. Die Frage, inwieweit die allgemeinen historischen Umstände zur Interpretation von Boas' Auswanderung beitragen können und was dies nun in seinem Fall für den Zusammenhang von Konfession und Emigration bedeutet, wird am Ende des Textes gestellt.

Betrachtet man Franz Boas in der Zeit zwischen Promotion und Emigration durch seine Briefe und Tagebücher, entsteht das Bild eines jungen Akademikers, der zwischen lange gehegten Reiseplänen, dem Ziel einer wissenschaftlichen Karriere, dem Wunsch, die Welt zu verändern und dem Bedürfnis, zu heiraten und eine Familie zu gründen, zu vermitteln sucht. Wie schwierig es meist war, diese unterschiedlichen Ansprüche zu verfolgen, ohne sich von einem der Ziele vollständig verabschieden zu müssen, wird jedoch erst deutlich, wenn man diese Phase seines Lebens nicht nur als Einheit versteht, sondern schrittweise nachvollzieht. Aus der Zielstrebigkeit, die man Franz Boas meist – und nicht zu Unrecht – attestiert, wird so ein oft frustrierender Mittelweg, ein bei weitem nicht immer nur erfolgreiches Abwägen von Möglichkeiten, die sich zu unterschiedlichen Zeiten auf unterschiedliche Weise bieten oder jedenfalls zu bieten scheinen. Auch wenn es Boas, aufs Ganze und vor allem im Nachhinein gesehen, letzten Endes überraschend gut gelang, seine von Beginn an äußerst ehrgeizigen Pläne größtenteils zu verwirklichen, so konnte er sich dessen zu jener Zeit, die seiner Anstellung bei Science vorausging, jedoch keinesfalls sicher sein.

Nach einem kurzen Überblick über den äußeren Ablauf der hier behandelten sechs Jahre werde ich die drei Motive verfolgen, die sich überall dort herauskristalli-

sieren, wo nach Gründen für Franz Boas' Emigration gesucht wird: das Ziel, finanziell unabhängig zu stehen, angespornt durch den drängenden Wunsch, Marie, eine Amerikanerin österreichischer Herkunft, zu heiraten; die wachsende Unzufriedenheit mit den universitären Verhältnissen in Deutschland; und schließlich die Tatsache, daß Boas aus einer jüdischen Familie stammte. Diese hatte zwar, wie er in seinem „Credo“ 1938 schrieb, die „Fesseln des religiösen Dogmas“ längst abgestreift (Boas 1938:201) und vertrat statt dessen die Ideale der '48er-Revolution, auf in Deutschland übliche Zuschreibungsdynamiken wirkte sich dies jedoch kaum aus. Die Frage soll sein, welche Rolle die unterschiedlichen Motive spielten, in welchem Verhältnis sie zueinander standen, wie Boas versuchte, sie unter Berücksichtigung der jeweiligen Bedingungen miteinander in Einklang zu bringen, und wie all dies schließlich zu seiner Emigration in die USA führte.

1. VON DER PROMOTION ZUR EMIGRATION: FRANZ BOAS ZWISCHEN 1881 UND 1887

Nachdem er seine Promotion in Kiel erfolgreich abgeschlossen hat,² beginnt Boas sogleich damit, lange gehegte Reisepläne in die Tat umzusetzen. Zunächst jedoch fährt er noch in den Harz, um dort die Sommerferien mit seiner Mutter und seinen Schwestern zu verbringen. Dorthin hat sich auch Besuch aus Amerika angekündigt: Boas' Onkel Abraham Jacobi, der Deutschland 1853 verlassen hatte, nachdem er wegen „demokratischer Umtriebe“ zwei Jahre im Gefängnis verbringen mußte (Herzig 1980, 1981), seine Bekannte Emilie Krackowizer sowie deren Töchter Alice und Marie. Dieses an sich nicht sehr spektakuläre Treffen im Harz sollte für Boas nachhaltig von Bedeutung sein: Zum einen verliebt er sich hier in seine spätere Ehefrau Marie, zum anderen spielt der Onkel von Anfang an eine wichtige Rolle für Boas' Pläne, Amerika betreffend (F. Boas/A. Jacobi, 2.1.1882). Überhaupt ist Jacobi, der in den USA als Arzt Karriere gemacht hatte und als Begründer der Kinderheilkunde gilt, zwischen 1881 und 1887 eine wichtige Figur für den häufig Rat oder Bestätigung suchenden jungen Franz Boas: Als Wissenschaftler dient er ihm als Ansprechpartner in Karrierefragen, als Familienmitglied vermittelt er, was gelegentlich notwendig wird, zwischen ihm und seinen Eltern und als jemand, der schon lange in den USA lebt, kann er Pläne, die über die Grenzen Deutschlands hinausreichen, gut nachvollziehen und durch seine Kontakte sogar unterstützen.

Im Anschluß an diese Ferien im Harz beginnt Boas damit, seine Forschungsreise in die Arktis vorzubereiten. Obwohl er in Physik abgeschlossen hat, gilt sein Interesse seit längerem und zunehmend auch der Geographie, woran neben persönlichen Nei-

² Seine Dissertation aus dem Bereich der Psychophysik trägt den Titel „Beiträge zur Erkenntnis der Farbe des Wassers“.

gungen wohl auch die Bekanntschaft mit Theobald Fischer wesentlich Anteil hatte, einem Professor für Geographie, den er von seinem Studium in Bonn und Kiel her kannte (Kluckhohn u. Pruefer 1959:9, Knötsch 1992:11–12). Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin entscheidet sich Boas allerdings, erst noch seinen Militärdienst abzuleisten. Da die Kaserne in Minden jedoch in unmittelbarer Nachbarschaft der neu gebauten „Villa“ seiner Eltern liegt (Cole 1988:130), bleibt ihm neben dem Militär noch Zeit, sich auf seine Expedition vorzubereiten und einige abschließende Studien zur Psychophysik zu veröffentlichen (F. Boas/A. Jacobi, 2.1.1882).

Nach dem Ende seiner Militärzeit zieht Boas im Oktober 1882 nun endgültig nach Berlin. Er plant, sich dort einerseits die für seine Expedition notwendigen Kenntnisse anzueignen, andererseits hofft er, Kontakte zu wichtigen und einflußreichen Personen knüpfen und so sein Projekt diskutieren und vor allem auch eine Finanzierung finden zu können. In beidem ist er erfolgreich.³ Seinen an naturwissenschaftlich-geographischen genauso wie an anthropologischen und ethnologischen Fragen orientierten Forschungszielen gemäß

erlernt Boas meteorologische, astronomische und magnetische Beobachtungsmethoden bei W.J. Förster am Berliner Planetarium, arbeitet daran, seine Schwächen im kartographischen und topographischen Zeichnen auszugleichen, von Hermann Wilhelm Vogel lernt er an der Technischen Hochschule, wie man fotografiert und von Rudolf Virchow, wie man anthropologische Messungen vornimmt, er beschäftigt sich mit den Sprachen Englisch, Dänisch und Inuktitut und untersucht die arktische Sammlung am Berliner Völkerkundemuseum (Cole u. Müller-Wille 1984:41; Übersetzung M.V.).

Auch wichtige Kontakte herzustellen gelingt Franz Boas umgehend, so daß, nachdem er den entscheidenden Personen vorgestellt worden ist, seiner Reise schließlich auch organisatorisch nichts mehr im Wege steht. Die „Deutsche Polar-Kommission“ unter ihrem Direktor Georg von Neumayer ermöglicht die Passage nach Baffinland sowie die Nutzung wissenschaftlicher Geräte. Überlebenswichtige Ausrüstung wie Gewehre, Schlitten oder Tabak als Tauschware vermittelt Dr. Moritz Lindeman von der Bremer Geographischen Gesellschaft, und die Berliner Tageszeitung übernimmt es, für zugesagte 15 Reiseberichte Boas' Mittel zu vervollständigen. Den Grundstock seines Reiseetats bilden Zuschüsse seines Vaters und des Onkels Abraham Jacobi.

Im Juni 1883 reist Boas dann an Bord der *Germania* nach Baffinland ab. In die Freude über die Abfahrt mischt sich jedoch heftiger Abschiedsschmerz (Boas 1994:37). Im April erst war er nach Stuttgart gefahren, um zum ersten Mal seit der Harzreise zwei Jahre zuvor Marie zu sehen, die dort gerade ein Jahr an einer Töcherschule absolviert. Auf dieses Treffen, bei dem sie sich „alles erzählten, nur das nicht, was sie wirklich dachten“ (Cole 1983:16) folgt ein hektischer Briefwechsel, in dessen Verlauf diese Lücke geschlossen und Marie Franz' Verlobte wird – nur drei Wochen

³ Siehe Cole und Müller-Wille (1984:41–43), Kasten (1992:10–11) und Knötsch (1992:43–48).

vor dessen Abreise. Trotzdem: Boas fährt, wie geplant, mit seinem Diener Wilhelm Weike für ein Jahr in die Arktis, wo er oft unter schwierigen Bedingungen ein beeindruckendes Arbeitspensum absolviert. Er nimmt meteorologische und astronomische Daten auf, vermisst und kartiert fast den ganzen Cumberland-Golf sowie einen großen Teil der Ostküste der Cumberland-Halbinsel, untersucht Gezeiten und Eisverhältnisse, verfolgt siedlungsgeographische Fragen zu Demographie, Migrationsmustern und Ortsnamen, sammelt Proben von Gesteinen, Pflanzen und Tieren und versucht sich an fotografischen Dokumentationen. Die geographischen Arbeiten ergänzt Boas durch die ethnographische Beschreibung der materiellen Kultur – er legt auch eine Sammlung an – sowie durch Untersuchungen zu Sprache, Mythen, Gesängen, Umweltwissen und, wenn auch wenig systematisch, zu Bräuchen, Verwandtschaftsregeln oder zur sozioökonomischen Situation der Inuit und deren Veränderung durch die Anwesenheit der Walfänger.⁴

Im Gegensatz zur übrigen Reise, die akribisch geplant ist, hat sich Boas, was die Rückreise angeht, noch nicht festgelegt. Er weiß, daß Wilhelm und er im Sommer 1884 ein Schiff im Osten der Cumberland-Halbinsel erwischen können, wo sie zu dieser Zeit sein werden; er kann jedoch nicht voraussehen, welche Schiffe zu welchem Zeitpunkt dort wirklich auch ankommen werden. Sein Wunsch allerdings ist, daß ein amerikanisches Schiff unter den ersten sein wird (Boas 1994:43, 202) und dieser Wunsch erfüllt sich auch. So kommt Boas Ende September 1884 in New York an, das er erst sechs Monate später wieder verlassen wird.

Natürlich geht es ihm zu einem großen Teil darum, Marie zu treffen, die während seines Baffinland-Aufenthaltes aus Stuttgart wieder nach New York zurückgekehrt ist.⁵ Boas nutzt den Aufenthalt aber auch, um Vorträge zu halten, Reiseberichte in Tageszeitungen und wissenschaftliche Berichte in akademischen Zeitschriften zu veröffentlichen, Bekanntschaft mit amerikanischen Ethnologen und vor allem mit anderen Arktisreisenden zu schließen und um die Eskimo-Sammlungen am National Museum in Washington zu besichtigen (Cole 1999:83ff., Kasten 1992:13). Das letzte Ziel dieser Geschäftigkeit, eine dauernde Anstellung zu finden, erreicht Boas jedoch nicht, so daß er sich im März 1885 auf den Weg zurück nach Deutschland machen muß. Dort wird er, schon kurz nach seiner Ankunft, nach einem Vortrag auf dem 5. Deutschen Geographentag in Hamburg begeistert willkommen geheißen (Kasten 1992:13ff., Knötsch 1992:85–87). Er erhält schmeichelhafte Kritiken, Publikations- und Habilitationsangebote (Sophie Boas/A. Jacobi, 14.4.1885) sowie etliche Anfragen nach Vor-

⁴ Siehe Cole und Müller-Wille (1984:51–53), Knötsch (1992:76–77) und Müller-Wille (1994:29–34).

⁵ Marie Krackowizers Sicht der Dinge wird in der Literatur fast nicht behandelt. Aufgrund der Materiallage kann ich in dieser Hinsicht jedoch nicht anders, als diesen Mangel zu reproduzieren. Immerhin scheint Marie, was Franz' wissenschaftliches Vorgehen und die lebenspraktischen Fragen angeht, einverstanden gewesen zu sein: Mit Ihrer Aufforderung „Vorwärts! Ich warte Dir!“ am Ende ihres Abschiedsbriefes lieferte sie Boas das Motto, das ihm über die schwereren Stunden seines Arktisaufenthaltes hinweghalf (Cole 1983:16).

trägen – seine eigentliche Hoffnung, eine Anstellung mit einem festen Gehalt zu finden, erfüllt sich jedoch auch in Deutschland nicht. So meldet er sich schließlich in Berlin zur Habilitation an, arbeitet an seinen Aufzeichnungen, publiziert und ordnet, von Bastian als Assistent zeitlich befristet angestellt, die chaotischen Eskimo- und Nordwestküsten-Sammlungen des Berliner Völkerkundemuseums.

Als Boas, im Rahmen einer Hagenbeck'schen Völkerschau, auf Angehörige der Bella Coola trifft und zweimal Gelegenheit hat, mit diesen zu arbeiten, entstehen nicht nur mehrere Aufsätze (Kroeber 1943, Kasten 1992:14), sondern es kristallisiert sich auch, durch seine Arbeit am Museum bereits vorbereitet, ein neues regionales Interesse heraus: die amerikanische Nordwestküste. Die Finanzierung eines Forschungsprojekts, das er Bastian im Januar 1886 vorschlägt und das sich über vier Jahre sowie von Labrador über Alaska bis Vancouver erstrecken soll, wird von diesem allerdings abgelehnt, so daß Boas nichts anderes übrig bleibt, als seine neuen Reisepläne auf später zu verschieben.⁶

Im Juni 1886 habilitiert sich Boas schließlich an der Berliner Universität, doch auch dies geht alles andere als problemlos über die Bühne (Cole 1999:89–93). Während für seinen Hauptreferenten, den Meteorologen Wilhelm von Bezold, aus Boas' Arbeit „der Geist ernster und redlicher Forschung“ spricht, wirft Kiepert, der zu dieser Zeit einzige ordentliche Professor für Geographie, Boas in seinem Nebengutachten vor, daß

die in den vorliegenden Schriftstücken, namentlich in der größeren Abhandlung [das heißt in Boas' Baffinland-Arbeit] enthaltenen Ergebnisse von Reisebeobachtungen kaum verschieden sind von solchen, wie wir sie aus denselben Regionen vielfach auch von praktischen aber ungelehrten Seefahrern erhalten, nur vielleicht durch größere Präzision sich auszeichnen (Püschel 1988:142–143).

Da Kiepert der Habilitation letztlich aber dann doch zustimmt, erhält Boas eine Privatdozentur im Fach Geographie, die allerdings, von der Möglichkeit einmal abgesehen, Seminargebühren zu erheben, auch wieder unbezahlt ist (Püschel 1988:141).

Obwohl er für den Herbst bereits Lehrveranstaltungen angekündigt hat, führt die Einladung, eine kurze Expedition zur Hudson-Bay zu begleiten, unmittelbar nach Boas' Habilitation zu seiner Abreise in die USA (Hyatt 1990:11). Im September fährt er dann an die Nordwestküste, wo er – privat finanziert und daher in sehr viel kleinerem Rahmen als ursprünglich geplant – auf Vancouver Island forscht. Das Angebot einer festen Anstellung als Mitherausgeber der in New York erscheinenden Wissenschaftszeitschrift *Science* im Februar 1887 führt dann wie gesagt dazu, daß Boas in den USA bleibt.

⁶ Siehe Stocking (1968:153), Kasten (1992:15) und Cole (1999:81).

2. *EINE KARRIERE UND IHRE BEDINGUNGEN: FRANZ BOAS PLANT SEIN LEBEN*Berlin, 26ter November 1882⁷

Lieber Onkel!

Ich hätte Dir längst auf Deine eingehende Erörterung meiner Zukunftspläne und Ausichten [...] geantwortet, wenn nicht der Brief in der beschäftigtsten Zeit meines Militärsjahres angekommen wäre, während der ich nur todmüde zu Hause war und gar bald sogar in das vierwöchentliche Manöver ausrückte. Als ich am 1. Oktober frei wurde, war ich so froh darüber, dass ich zunächst gar nichts tat, auch hier in Berlin häufte sich bald die Arbeit derartig um mich, dass ich zu gar nichts weiterem kam. So habe ich mir Deinen Brief vor fast drei Wochen von zuhause schicken lassen und komme erst heute dazu, Deine Bemerkungen zu beantworten.

Zunächst möchte ich einen Irrtum Deinerseits verbessern. Du glaubtest, ich hätte mich um die Fellowship in Baltimore beworben, weil ich geglaubt hätte, drüben besser vorwärts zu kommen als hier. Das war nicht die Ursache. Ich wünschte es, um Gelegenheit zu haben, noch eine Zeit lang nicht auf Papas Kosten zu studieren, um Dinge zu lernen, die ich nicht nur als Geograph wissen muß, sondern auch in meinen wissenschaftlichen Zielen unumgänglich nötig habe. Mein liebstes Ziel war und ist immer die Erlangung einer deutschen Professur; allerdings gebe ich zu, dass, wenn mir drüben eher eine sichere Existenz geboten würde als hier, ich unbedenklich zugreifen würde. Dass ich hier das Staatsexamen nicht mache, ist wesentlich dem Einfluß meiner Universitätslehrer zuzuschreiben, die es für recht überflüssig hielten. Außerdem mußt Du bedenken, dass das Staatsexamen zu nichts anderem berechtigt, als am Gymnasium und an Realschulen zu unterrichten, und diese Laufbahn, sollte ich sie wählen, sehr überfüllt ist. Selbst, wenn es mir nicht gelingt, mich als Privatdozent mit sehr baldiger Aussicht auf Erfolg niederzulassen, so glaube ich doch nicht, dass ich länger als drei oder vier Jahre, gerade in der Geographie, in dieser Stellung zubringen muss. Die Kieler Professoren haben mir ausserdem gegründete Aussicht gemacht, diese Jahre durch ein Privatdozentenstipendium unabhängig zu stehen. Bei allem, was ich unternehme, handelt es sich hauptsächlich um die Jahre, bis ich habilitieren kann. Dieses ist, je nach der Universität, welche ich wähle, nächsten Herbst oder Ostern der Fall. Da ich nun, wie Du weißt, wenn irgend möglich einige Jahre auf wissenschaftlichen Reisen zubringen möchte, so raten mir erfahrene Leute, mich nächstfolgendes Jahr zu habilitieren, dann gleich Urlaub zu nehmen, den ich draußen zubringen sollte. Alsdann, sagt man mir, könne ich ziemlich sicher darauf rechnen, wenn ich auch nur irgendetwas geleistet hätte, wenigstens eine ausserordentliche Professur an der betreffenden Universität bei der Rückkunft zu bekommen. – Papa hat mir nun in seiner gewohnten Güte die Möglichkeit gegeben, noch ein Jahr lang zu studieren und ich bin allerdings auch überzeugt, dass ich hier alles nöthige leichter zu lernen Gelegenheit habe, als in Baltimore der Fall sein würde. Ich treibe Kartographie, lerne astronomische Ortsbestimmungen und meteorologische Bestimmungen machen und was sonst für Vorbereitungen

⁷ Die folgenden Textpassagen wurden, von wenigen orthographischen Modifikationen abgesehen, möglichst unverändert aus den Briefen übernommen. Auslassungen, Ergänzungen oder unleserliche Stellen sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht.

zu wissenschaftlichen Reisen nötig ist, und das war ja, wie ich Dir seinerzeit schrieb, die Hauptsache, die ich auch in Baltimore verfolgen wollte. [...]

Ich gebe mir nun hier große Mühe, die entsprechenden Kreise dafür zu interessieren, ich habe hier Virchow, Bastian und andere massgebliche Persönlichkeiten kennen gelernt, stehe mit einem Bremer und einem Kopenhagener Herrn, die in diesem Gebiet Autoritäten sind, in Verbindung und habe mich zu den schottischen Walfischfahrern in Beziehung gesetzt. Außerdem will ich aus den Erfahrungen zweier New Yorker, E. Bessels und Klutschak [zwei Deutsche] profitieren, doch habe ich deren Adressen noch nicht. Ich weiß nun natürlich nicht, ob ich praktischen Erfolg mit meinen Bemühungen habe, für meine Studien interessiert man sich wohl. Gerade weil ich diese Ziele so stark im Auge habe, wäre ich sehr gern drüben gewesen, da ich weiss, dass das Interesse für den amerikanischen Norden dort gegenwärtig sehr groß ist. [...]

Wenn es Dir möglich ist, versuche bitte einmal, was Du für mich tun kannst. Ich hoffe, Du bist mit meinen Absichten, welche ich jetzt verfolge einverstanden und siehst auch ein, dass, wenn ich so etwas erreichen will, ich alle Mittel, welche mir zu Gebote stehen, in Bewegung setzen muß. Ich hoffe, durch diese Reise ziemlich vieles zu erreichen, außer dem wissenschaftlichen Erfolge, den ich mir davon verspreche, indem ich dadurch gleich in die Zahl der Geographen aufgenommen sein würde [...].

Endlich darf ich Dich noch bitten, meinen Eltern und Geschwistern noch nichts hierüber mitzuteilen, wozu sie unnötig ängstigen. [...] Nimm für heute noch meine besten Grüße für Dich, Deine Familie und Meyers und schreibe, wenn Du Zeit hast, mir möglichst bald, ob nach Deiner Meinung in New York Aussicht auf Erfolg ist. Vielleicht habe ich ja bis dahin hier auch etwas gefunden, doch das kann man ja nicht wissen. [...]

Nochmals die herzlichsten Grüße von Deinem Franz Boas (F. Boas/A. Jacobi, 26.11.1882)

Auch wenn sie im November 1882 in eine gewisse Ordnung gebracht werden können,⁸ neu sind seine Zukunftspläne nicht. Boas hat sie seinem Onkel schon seit längerem immer wieder vorgetragen.⁹ Dabei wechseln die Schwerpunkte gelegentlich oder die zeitliche Gestaltung variiert. So hält er Anfang 1882 beispielsweise seine zuvor und danach alles bestimmenden Reisepläne „für wenig wichtig“, vorläufig würden „kleinere Reisen“ ausreichen, da er noch Physiologie und Soziologie studieren müsse (F. Boas/A. Jacobi, 2.1.1882). Letztlich aber geht es Boas aber doch immer um dasselbe: Er will auf Reisen gehen und die dafür notwendigen Dinge lernen. Dies wird eingebettet in längerfristige Überlegungen zur Karriereplanung mit dem letztendlichen Ziel einer deutschen Professur, und schließlich geht es um die Frage, woher er das Geld nehmen soll, um seine Ideen zu realisieren. Dieser letzte Aspekt, die Frage der Finanzierung, nicht nur seiner Reisen, sondern ganz allgemein auch seines Lebens, schiebt

⁸ Boas hat soeben den Militärdienst beendet, hat sich gegen den Willen seiner Eltern endgültig dafür entschieden, das Staatsexamen sein zu lassen und kann nun in Berlin damit beginnen, die angestrebte wissenschaftliche Karriere konkret voranzutreiben.

⁹ Beispielsweise in Briefen vom 31.3.1880 oder vom 2.1.1882.

sich mit fortschreitendem Alter und zunehmender Unabhängigkeit Boas' von seiner Familie langsam in den Vordergrund und fordert vom Gegenmoment einer idealen Zukunftsgestaltung zusehends Abstriche.

Daß auch Boas' Überlegungen Amerika betreffend in diesem Spannungsfeld von kurzfristiger und längerfristiger, idealer und pragmatischer Zukunftsgestaltung stehen, zeigt ja schon die genannte Briefstelle: sein „liebstes Ziel“ sei zwar „die Erlangung einer deutschen Professur“, wenn ihm „drüben eher eine sichere Existenz geboten würde als hier“, würde er allerdings „unbedenklich zugreifen“. Ähnlich verhält es sich mit seinen Reisepläne oder mit den Dingen, die er vor seiner wissenschaftlichen Reise noch lernen zu müssen glaubt. Boas hält sich verschiedene Wege offen, seine Ziele zu verwirklichen. Er interessiert sich, wenn auch einstweilen ohne Erfolg, für die Möglichkeiten, die ihm Amerika bietet, um eine Alternative zur deutschen Karriere geht es ihm im Moment jedoch noch nicht. Das gilt sowohl für ein mögliches Studium in Baltimore, wo Boas sich auf seine Reisen vorbereiten wollte, ohne finanziell von seinen Eltern abhängig oder als Privatdozent thematisch bevormundet und von Lehrverpflichtungen gestört zu sein (F. Boas/A. Jacobi, 2.1.1882), als auch für eine Anfrage bei seinem Onkel Jacobi bereits ein gutes Jahr vor Abschluß seines Studiums. Damals hatte er ihn gebeten, sich doch einmal zu erkundigen, ob es für ihn möglich sei, die amerikanischen „wissenschaftlichen Expeditionen zur Erforschung der Länder“ zu begleiten (F. Boas/A. Jacobi, 31.3.1880). Boas nutzt einfach die Tatsache, daß sein Onkel nicht nur seit fast dreißig Jahren in Amerika lebt, sondern inzwischen auch eine einflußreiche Persönlichkeit in New York geworden ist, um seine in Deutschland vertorteten Ziele möglichst zu realisieren.

Obwohl seine Bemühungen, von amerikanischer Seite Unterstützung zu finden, allesamt scheitern, beginnt Boas dennoch zusehends, seine Zukunft in den USA zu sehen, woran auch die frustrierende Erfahrung seiner sechsmonatigen intensiven und dennoch erfolglosen Stellensuche vor Ort nichts ändert. Verantwortlich für diesen Gesinnungswandel sind im wesentlichen zwei Gründe: zum einen der Wunsch, schnellstmöglich eine gemeinsame Zukunft für sich und Marie, die in Amerika zurückbleibt, zu gestalten, zum anderen die Tatsache, daß Boas die Zustände an der Berliner Universität im speziellen, und an deutschen Universitäten im allgemeinen, zunehmend besser kennen lernt.

Marie und die Suche nach einer sicheren Existenz

Die Verlobung mit Marie kurz vor Anbruch seiner Baffinland-Reise läßt die Frage in den Vordergrund treten, wie sich die bisher eher inhaltlich durchdachten Zukunftspläne nun auch konkret umsetzen lassen, wobei diese praktischen Überlegungen dann wieder auf die Ziele selbst zurückwirken. Boas' akademische Pläne und ihr lebenspraktischer Rahmen scheinen nun jedenfalls erst einmal nicht mehr recht zueinander

zu passen: materielle Sicherheit, baldmöglichst und längerfristig, hält er für die herbeigesehnte Heirat für unabdingbar, was eine langwierige, über Jahre hinaus schlecht- oder unbezahlte, außerdem generell unsichere Laufbahn an einer deutschen Universität nicht mehr attraktiv erscheinen läßt. Was er braucht, ist eine feste Anstellung, die ihm die finanzielle Basis zur Gründung einer Familie sichert. Noch kurz vor seiner Verlobung setzt Boas Jacobi auseinander, daß er sich Marie bisher noch nicht erklären konnte, weil eine deutsche wissenschaftliche Karriere ihn im besten aller Fälle doch mindestens fünf Jahre kosten würde (F. Boas/A. Jacobi, 9.5.1883), was eben auch heißt, daß eine Heirat während dieser Zeit nicht möglich wäre. Indem er sich dann Tage später umentscheidet und es zum Heiratsversprechen tatsächlich auch kommt, entscheidet er sich zwar für Marie, für sie auf seine wissenschaftlichen Ziele zu verzichten ist er allerdings auch nicht bereit.

In seiner verzwickten Lage entscheidet sich Boas nicht für das eine und gegen das andere, sondern er versucht weiterhin, Heirat und Wissenschaft unter einen Hut zu bringen – nur eben nicht mehr an der deutschen Universität. Amerika ist für ihn der Ort, an dem er seine unterschiedlichen Pläne gemeinsam verwirklichen zu können glaubt, wobei er davon ausgeht, daß ihm der Ruhm, den ihm seine Baffinland-Reise einbringen soll, auch zu einer Anstellung verhelfen wird. Angeregt wohl von der finanziellen Unterstützung durch das Berliner Tageblatt schreibt Boas am 9.6.1883 in sein Tagebuch: „Meine Idee ist, mir einen Namen zu machen, um, wenn ich zurückkomme, mit dem Herald Newyork unter Bedingungen anknüpfen zu können, daß ich Marie in zwei Jahren heiraten kann. Es muss gehen!“ (Boas 1994:37)

Weil er eigentlich recht zuversichtlich ist, trifft es Boas besonders hart, daß er trotz des Erfolgs seiner Reise und trotz einiger Anstrengung letzten Endes keine adäquate Anstellung in den USA findet. So ist Boas die Entscheidung einstweilen abgenommen: „niedergeschlagen und entmutigt“, so schreibt seine Mutter an Jacobi (S. Boas/A. Jacobi, 20.4.1885), reist er zurück nach Deutschland, wo er immerhin eine vorübergehende Assistentenstelle am Berliner Völkerkundemuseum besetzen und sich währenddessen habilitieren kann. Die Heirat mit Marie allerdings muß warten.

Die Entscheidung für Amerika ist zu diesem Zeitpunkt, im Frühjahr 1885, eigentlich definitiv getroffen. Dabei gibt nicht nur der Wunsch nach finanzieller Sicherheit den Ausschlag, der sich mit der Art und Weise nicht vereinbaren läßt, wie die deutsche Wissenschaft als Institution organisiert ist. Auch das Wesen dieser deutschen Wissenschaft – und das ihrer Repräsentanten – paßt nicht zu den Plänen, die Boas sich von seiner Zukunft macht. Die Umstände jedoch, in denen er sich wiederfindet, zwingen ihn dazu, der von ihm getroffenen Entscheidung zuwider zu handeln und an die deutsche Universität zurückzukehren.

Engagierte Wissenschaft und die deutsche Universität

Auch wenn er sie ihr nicht schicken kann, schreibt Boas während seines Baffinland-Aufenthaltes viele Briefe an Marie. Das Brief-Tagebuch, das er für sie führt und das er ihr nach seiner Ankunft in New York im Oktober 1884 überreicht, ist der Ort, an dem Boas seine Gefühle und Ideen, konkrete Zukunftspläne und allgemeine Lebensziele zu Papier bringt.

Ich habe heute Nachmittag auch noch einmal meine Geburtstagsbriefe gelesen [Boas wurde am 9. Juli 25 Jahre alt]. Es ist spaßig, zu sehen, wie alle Leute fest glauben, ich ginge hinaus, um Ruhm und Ehre zu erwerben. Nicht wahr, die Leute kennen mich doch schlecht, und ich stünde wahrlich tief in meiner eigenen Achtung, wenn das ein Zweck wäre, um für ihn Arbeit und Mühe einzusetzen. Du weißt, dass ich nach Höherem strebe, als hiernach und dass diese Reise nur sehr – in jeder Weise – Mittel zum Zwecke ist. Und in so fern ist es vielleicht auch richtig, dass ich außen Anerkennung für meine Leistungen suche, weil ich für meine weiteren Zwecke erreichen muß, dass mein Wort, das ich für meine Ideen in die Wagschale werfen kann, als eines Mannes der Tat auch etwas gilt. Aber nur daran kann ich denken, wenn ich an Anerkennung denken würde. Der leere Ruhm ist mir nichts werth (F. Boas/M. Krackowizer, 11.7.1883; nach Boas 1994:47; Hervorhebung im Original).

Diese Haltung verdankt sich sicherlich zu einem Gutteil der Tatsache, daß Boas aus einer Familie stammt, die sich aufklärerischen und humanistischen Idealen verschrieben hatte (Bunzl 1996) – allerdings wohl nicht nur: Auch die Situation, in der er sich gerade befindet, spielt eine Rolle, natürlich will Boas sich Marie gegenüber nicht als ehrgeiziger Karrierist porträtieren. Dazu kommt, daß ihn so manches Mal das genretypische Pathos eines „Erforschers fremder Welten“ ergreift. Wodurch auch immer befördert, Boas' engagierte Grundhaltung wirkt sich nicht nur auf seine Überlegungen zum möglichen Berufsbild, sondern auch auf die Wahl seines idealen Wohnorts aus:

Wird das Glück mir günstig sein, dass ich bald, bald die Erfüllung unserer sehnlichsten Wünsche erhoffen darf? Es ist nicht mein Wunsch, eine deutsche Professur zu erlangen, weil ich weiß, dass ich nicht auf meine Wissenschaft und den Lehrberuf, zu dem ich wenig Neigung habe, angewiesen bin. Viel lieber möchte ich in Amerika wohnen, um für die Ideen, in denen ich lebe, auch wirken zu können. Aber wie? das weiß ich nicht. Nun ich kann jetzt nichts dazu tun und muß geduldig warten, wie sich die Dinge gestalten werden, wenn ich zurückkomme. Und was ich will, wofür ich leben und sterben will, ist gleiches Recht für Alle, gleiche Möglichkeit zu [arbeiten] und zu wirken für Arm und Reich! Glaubst Du nicht, dass, wenn man darin auch nur ein wenig getan hat, das mehr ist, wie alle Wissenschaft zusammen? Und das wird mir in Deutschland wohl nie vergönnt sein (F. Boas/M. Krackowizer, 22.1.1884; nach Boas 1994:175–176; Hervorhebung im Original).

Ohne der Frage nachgehen zu wollen, inwieweit der Wunsch, mit Marie zusammenzuleben, Boas' akademische Ansichten bestimmt haben mag, läßt sich doch festhalten,

daß sich durch diese inhaltliche und räumliche Neuorientierung mehrere seiner konkreteren Ziele vereinen lassen. Boas richtet den Blick auf Arbeitsfelder außerhalb des akademischen Milieus, die ihm innerhalb kürzerer Zeit das Geld und die Sicherheit liefern könnten, die er für die Heirat mit Marie braucht. Es scheint, als hätte Boas eine Lösung gefunden, wie er zumindest seine verschiedenen Ziele zusammenbringen könnte. – Jetzt muß es noch um die Möglichkeiten gehen, diese auch umzusetzen. Weil es daran jedoch fehlt, verschwindet auch die deutsche Karriere noch nicht aus seinem Gesichtsfeld.

Dafür sorgen nun allerdings auch Boas' Eltern. Anfangs noch verärgert durch die Tatsache, daß ihr Sohn nach Abschluß seiner Reise nicht gleich nach Deutschland zurückkehrt, später erschrocken von dessen Absicht, eine dauerhafte Anstellung in Amerika zu finden, sind sie für Boas Auslöser neuer Zweifel an der Durchführbarkeit seiner Pläne. Jetzt geht es nicht mehr nur darum, ob diese sich praktisch umsetzen lassen, zusätzlich steht noch die Frage im Raum, ob er seinen Eltern gegenüber überhaupt das Recht hat, in den USA zu bleiben. Wieder einmal ist es sein Onkel Abraham Jacobi, mit dem Boas im Januar 1885, noch in Amerika, seine Zukunft in einem umfangreichen Briefwechsel ausführlich bespricht – angeregt durch ein Schreiben Theobald Fischers, mit dem Boas seit seiner Promotion in regelmäßigem Austausch steht und über berufliche Chancen, bestimmte Professoren oder Institute sowie die allgemeine Situation an deutschen Hochschulen diskutiert.

Auch wenn Fischer Boas in seinem Brief generell Mut für eine deutsche Universitätslaufbahn zuspricht,¹⁰ so macht er ihn doch auch darauf aufmerksam, daß es noch eine Zeitlang dauern kann, bis in Deutschland wieder Lehrstühle für Geographie zu besetzen sein werden:

Freilich, das muß ich Ihnen auf der anderen Seite gleich sagen, dass es lange dauern kann, ehe jetzt ein Privatdocent in unserem Fache, sei er noch so tüchtig, Ordinarius wird, da alle Lehrstühle, bis auf Berlin, mit jungen Kräften besetzt sind. [...] Dergleichen liegt eben in der akademischen Laufbahn; ist man einmal drin, so kann man nie mehr abgesetzt oder pensioniert werden. Anders, wenn die Süddeutschen Staaten Lehrstühle errichten, dann gibt es einen ganzen Schub. Für Giessen ist das möglich, ich sprach unlängst mit dem dortigen Kanzler, der sehr geneigt ist, in dieser Hinsicht zu wirken. Ein Privatdocent, der sich dort habilitierte, hätte nicht üble Aussicht. Wenn Sie aber bald sich zu verheiraten wünschen und nicht in der Lage sind es eine Reihe von Jahren mit ansehen zu können, dann freilich müssen sie sich eine andere Thätigkeit wählen. Eine solche fände sich aber für einen tüchtigen Mann, vielleicht bei Perthes? [Leiter des Deutschen Geographischen Instituts in Gotha] (T. Fischer/F. Boas, 21.12.1884)

Als Boas diesen Brief nun an seinen Onkel weiterleitet, mit dem kurzen Zusatz, man könne daraus erkennen, „dass auch von dieser Seite nicht viel zu erwarten“ sei, wirft

¹⁰ „Ihr Wissen und ihre Begabung gibt Ihnen die Sicherheit, dass Sie Ihren Weg bei uns machen werden“ (T. Fischer/F. Boas, 21.12.1884).

ihm Jacobi darauf sehr direkt und wohl auch für Boas überraschend vor, letztlich ja doch nur deswegen in Amerika bleiben zu wollen, um „schnellissimo“ heiraten zu können und rät seinem ja erst 26 Jahre alten Neffen, sich durch übertriebene Ungeduld doch nicht die Aussicht auf eine hervorragende Karriere zu verbauen. In seiner Empörung über diesen Vorwurf versucht Boas erneut, seine Ziele und die dazu passenden Möglichkeiten in ein Verhältnis zueinander zu bringen, wobei er auch hier wieder betont, daß er seinem hohen Anspruch in Deutschland nicht gerecht werden zu können glaubt:

Unsere Wissenschaft als solche existiert hier eben noch nicht, sondern muss nun geschaffen werden, wie Du ja auch sagst. Dieses erkenne ich als eine so lohnende Arbeit, dass ich bei uns in Deutschland keine gleichartig wertvolle sehen kann. Dass hier in diesem Sinne viel zu thun ist, wusste ich lange, wie viel es ist, weiss ich erst jetzt. [...]

Das ist Arbeit, wie ich sie mir wünsche und wie ich [sie] in solchem Maße als deutscher Professor nicht entwickeln kann. Du kennst nicht die hochnäsige Aristokratie der leitenden Kreise in Deutschland und die ungemainen Schwierigkeiten, die sich dort dem jungen Dozenten in den Weg stellen, der mehr will, als lehren. Und die Aufgaben hier sind unverhältnismässig viel grösser und lohnender. Die letzten Sachen machen mich eingenommen gegen eine Deutsche Professur. Andererseits bleibt der alte Grund, den ich so oft gesagt habe, ich mag nicht politisch gegen meine Überzeugung den Mund halten und zu absoluter Untätigkeit verdammt sein. Ich sagte und schrieb Dir oft, allein wissenschaftliche Arbeit genügt mir nicht, ich muss lebendig schaffen können (F. Boas/A. Jacobi, 18.1.1885).

Es ist schwer, zu entscheiden, ob Jacobi Recht damit hat, daß die wissenschaftlichen Gründe letzten Endes nur vorgeschoben sind und allein Marie die Ursache für Boas' Orientierung nach Amerika ist. Aber auch, wenn dem so sein sollte, hieße das ja nicht, daß die „abgeleiteten“ akademischen Gründe keine wären, immerhin bringt Boas sie vor. Und unabhängig davon, wie real sie die Verhältnisse an deutschen Universitäten widerspiegeln,¹¹ tun die Argumente, die Boas Jacobi und sich selbst gibt, ihre Wirkung. Amerika ist der Ort, an dem Franz Boas „wirken“ möchte. Einen ganzen Wissenschaftszweig in den USA zu etablieren, ist sein unbescheidenes Ziel, das er dann ja auch Zeit seines Lebens genauso verfolgt, wie er sich für „gleiches Recht für Alle [...] Arm und Reich“ einsetzt. Und zumindest in ersterem war er unbestritten erfolgreich – ob er die amerikanische *anthropology* in ihrer heutigen Form nun begründete oder ob er sie nur wesentlich prägte.¹² Später würde Boas beides, Wissenschaft und Politik, in einem Verständnis von „guter Wissenschaft“ zusammenbringen, die, wenn sie nur exakt genug arbeitete, auch den richtigen politischen Zielen dienen würde (Kluckhohn

¹¹ Fischer beispielsweise ist der Meinung, Boas begänne bereits damit, „unsere deutschen Verhältnisse durch die Yankee-Brille zu sehen“ (T. Fischer/F. Boas, 21.12.1884).

¹² Darüber diskutiert man schon lange. Vergleiche zum Beispiel Rohner (1969) und Cole (1999:284–285).

u. Pruefer 1959). Vorläufig aber muß er sich den realen Verhältnissen noch einmal beugen und seine politischen Ambitionen zurückstellen: Wie ja inzwischen mehrfach erwähnt, entscheiden zunächst die Bedingungen, nicht die Ideen, über sein weiteres Vorgehen.

Zurück in Deutschland wird Boas zwar überaus freundlich und wohlwollend willkommen geheißen, er erhält Einladungen und Angebote für Vorträge und zur Habilitation. Dennoch können die folgenden Monate Boas nicht dazu ermutigen, seine Zukunft doch wieder in Deutschland zu sehen. Die Streitereien mit Kiepert bei seiner Habilitation in Berlin, die mangelnde Unterstützung seiner Forschungs- und Reisepläne durch Bastian sowie die Tatsache, daß sein Beitrag zur Polarforschung in den Publikationen der anderen Polarforscher kaum angemessen gewürdigt und teilweise sogar heruntergespielt wird (Knötsch 1992:85–87), tragen nicht unbedingt dazu bei, sein Bild einer trägen und inhaltlich engen, kleinkarierten und hochnäsigen deutschen Akademia zu revidieren. Dazu gesellt sich die fortdauernde Perspektivlosigkeit seiner Situation, wenn möglicherweise auch nicht lang-, dann doch auf jeden Fall kurz- und mittelfristig; auch die *venia legendi*, durch die Habilitation erworben, bringt schließlich nicht die so dringend gesuchte finanzielle Sicherheit mit sich. Dies alles führt dazu, daß Boas bereits ein bescheidenes, an sich wenig lukratives Angebot aus den USA annimmt, das ihm, von einer zuversichtlichen Bemerkung über wahrscheinliche spätere Verdienstmöglichkeiten abgesehen, lediglich die Bootspassage in die Hudson-Bay sichert. Im Spannungsfeld von inhaltlichen Vorstellungen und praktischen Bedingungen gibt es jedoch nichts mehr, was dazu angetan wäre, Boas in Deutschland zu halten.

Boas als Jude

Eine Ursache für Boas' Orientierung nach Amerika, die in der Literatur eine gewisse Beachtung erfährt – sieht man einmal von Püschels (1988:144) kurzer Bemerkung ab, seine Konfession habe „in Preußen zu der Zeit nicht die Rolle“ gespielt, „wie heute leicht unterstellt wird“ –, habe ich bisher ausgeklammert: die Tatsache, daß Boas Jude war. Es ist jedoch bekannt, daß Boas als Kind (Cole 1988:119; 1999:23, 281) und auch als Student¹³ antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt war. Später, nach Promotion und Militär, war er mit der antijüdischen Stimmungsmache Stoeckers und Treitschkes im Berlin der 1880er Jahre konfrontiert, und zwar nicht nur ganz allgemein, sondern auch auf persönlicher Ebene: Der physische Anthropologe Rudolf Virchow, zu dem Boas von Oktober 1882 an in einer engen Beziehung stand, hatte bei Reichstagswahlen mehrfach gegen Stoecker kandidiert (Glick 1882:551, Massin 1996:89).

An Überlegungen, die er 1881/82 bezüglich des Staatsexamens anstellte, das ab-

¹³ Kroeber (1943:8), Kluckhohn und Prüfer (1959:10–11), Stocking (1968:149–150), Glick (1982:533), Hyatt (1990:x, 5), Cole (1999:57–61)

zulegen seine Eltern sich von ihm erhofft hatten, läßt sich erkennen, daß Boas sich von Anfang an durchaus darüber im klaren war, daß er als Jude in Deutschland besondere Schwierigkeiten zu erwarten hätte. Lehrer an einem preußischen Gymnasium zu werden, so schrieb er an Jacobi, sei nicht nur deswegen schwierig, weil „diese Karriere ungemein überlaufen ist“, sondern weil für ihn außerdem noch dazukäme, „dass jüdische Lehrer nur sehr schwer eine Anstellung bekommen“ (F. Boas/A. Jacobi, 2.1.1882). Auch der oben bereits erwähnte Brief von Fischer, in welchem er Boas Mut für eine deutsche Karriere zusprach, zeigt deutlich, daß dieser ihm gegenüber schon einmal Bedenken geäußert hatte, seine Konfession könnte ihm bei einer deutschen Karriere im Wege stehen. Fischer allerdings versuchte, diese seines Erachtens unberechtigten Bedenken auszuräumen:

Dass irgendjemand im deutschen Reich, ausser etwa wenn er seine socialdemocratischen Anschauungen verwirklichen will, nicht nach seiner Überzeugung handeln könne, oder befürchten müsse, zurückgesetzt zu werden, das ist mir neu, kaum in der Konfliktzeit in Preussen vor 20 Jahren sind solche Fälle vorgekommen. Vielleicht denken Sie an die antisemitische Bewegung. Wie ich in dieser Frage denke, das wissen Sie genau, wir besprachen ja in Kiel einmal die Frage Ihres etwaigen Übertritts zum Christentum und ich sagte Ihnen, dass ich einen solchen Schritt für ganz überflüssig hielte. Der Ansicht bin ich noch heute, und dass Ihre Eigenschaft als Israelit Ihnen in Bezug auf Vorwärtskommen in der akademischen Laufbahn keinen Augenblick hinderlich sein wird, wer immer in Preussen Cultus-Minister sein mag, das kann ich Sie versichern. Hat doch schon, um nur die aller-nächsten Beispiele zu nehmen, der jetzige Cultusminister, der zwar conservativ aber auch ein einsichtiger und rechtlicher Mann ist, vor 2 Jahren den Leipziger Privatdozenten Lehnel, einen Israeliten, obzwar er erst in 2. Stelle vorgeschlagen war, als Ordinarius nach Kiel und jetzt schon wieder hierher nach Marburg berufen und ebenso den Extraordinarius Schlossmann in Bonn, den Sie wohl noch kennen, an seine Stelle nach Kiel. Wenn ein Israelit das Entsprechende leistet und auch als Mensch und College angenehm ist, denn darauf geben die Fakultäten bei ihren Vorschlägen sehr viel, und mit Recht, so fragt niemand danach, ob er Israelit ist. Noch ein dritter Fall: der Chemiker Victor Meyer [...].

Wenn Israeliten darüber klagen, [als] solche nicht vorwärts zu kommen, so liegt das an ihrer Person, nicht an ihrer Confession, ein Christ würde in einem solchen Falle auch nicht vorwärts kommen. Sie wissen, dass ich die antisemitischen Hetzereien aufs Strengste verurtheile, aber wenn Sie einmal recht nüchtern die Handlungsweise der Mehrzahl Ihrer Glaubensgenossen vergegenwärtigen wollen, so werden auch Sie zu dem Urtheil gelangen müssen, dass dieselben auch bei ruhig und rechtlich denkenden Anstoss erregen müssen (T. Fischer/F. Boas, 21.12.1884).

Es ist fraglich, ob diese Passagen wirklich dazu beitragen konnten, Boas von der generellen Offenheit der deutschen Wissenschaft Juden gegenüber zu überzeugen – politisch stand er Fischers „neuem Heiligen Deutschen Reich“ durchaus kritisch gegenüber (F. Boas an seine Eltern, nach Cole u. Müller-Wille 1984:59). Dennoch schien er im Frühjahr 1885 davon auszugehen, daß für ihn eine deutsche Professur prinzipiell

im Bereich des Möglichen läge, schließlich beendete er seine Arbeitssuche in Amerika rechtzeitig, um den 5. Geographentag in Hamburg nicht zu versäumen, wo er sich zurückmelden wollte. Und auch, wenn es sich hier nur um eine Notlösung handelte: die Tatsache, daß er seine Habilitation zielstrebig und erfolgreich vorantrieb, verweist ebenfalls darauf, daß ihm eine deutsche Karriere zumindest nicht gänzlich aussichtslos erschien. Jacobi sprach ihn im Januar 1885 auf diesen Punkt noch einmal an:

Ich habe früher, ehrlich gesagt immer geglaubt, dass Du eine Professur drüben vorziehen würdest [...]. Wenn Fischer mit seinen – etwas optimistischen? Ansichten Recht hat, würden die Aussichten nicht einmal schlecht sein. Das wäre dann eine Stelle ersten Ranges allerdings, wie M.B. [Meier Boas, Franz' Vater] sie als Deine Anforderung bezeichnet. Solch eine Stellung gibt es hier aber vorläufig noch nicht, sie müsste erst geschaffen werden. Bis dahin würde jede Stelle precärer sein – wahrscheinlich – als die eines deutschen Professors allerdings. Damit rede ich der letzten noch nicht das Wort; doch, wenn ich Franz Boas wäre, und hätte Aussicht auf eine Deutsche Professur, so würde ich für die arbeiten (F. Boas/A. Jacobi, 17.1.1885; Hervorhebung im Original).

Boas aber ging in seinem Antwortschreiben auf das Problem, ob ihm als erfolgreichem „Israeliten“ die Türen in deutschen Universitäten wirklich so weit offen stehen, wie Fischer dies unterstellt, gar nicht erst ein. Für seine ideale Lebensplanung hatte diese Frage schon keine große Bedeutung mehr. Aus vielen Gründen stand für ihn längst fest, daß er seine Zukunft in Amerika suchen würde, insofern mußte er sich mit der Frage, wie wahrscheinlich es wäre, als Jude eine deutsche Professur erlangen zu können, nicht mehr beschäftigen. Viel präsenter waren die Unzufriedenheit mit der „reinen Bücherwurmätigkeit“ (F. Boas/A. Jacobi, 13.1.1885), die er in Deutschland auf sich zukommen sah, die Möglichkeit, in Amerika ein ganzes Fach einrichten und politisch „in seinem Sinne wirken“ (F. Boas /A. Jacobi, 18.1.1885) zu können und schließlich die baldige Heirat mit Marie sowie die Gründung einer Familie.

3. „KLEINE“ GESCHICHTE UND „GROSSE“ GESCHICHTE

Die Frage, ob oder inwieweit die Tatsache, daß Boas Jude war, bei der Entscheidung, seine Zukunft in den USA zu suchen, eine wichtige Rolle spielte, läßt sich so gesehen gar nicht recht beantworten. Seine Überlegungen waren zu dieser Zeit jedenfalls von anderen Fragen bestimmt. Eine Zukunft in Deutschland stand ohnehin nur noch zur Debatte, weil Boas sich eben auch von tatsächlich sich bietenden Möglichkeiten abhängig sah, und war in dem Moment vom Tisch, als sich die amerikanische Variante durch die Anstellung bei Science im Februar 1887 endlich realisierte: „Ich bin nun ausgewandert und habe hier meine Papiere eingereicht“ teilte Boas seinem ehemaligen Kollegen vom Berliner Völkerkundemuseum, Felix von Luschan, schon kurz nach der Anstellung mit (Brief abgedruckt in Dürr *et al.* 1992:177). Noch am 19. November

1886 hatte Boas seinen Eltern von der amerikanischen Nordwestküste allerdings geschrieben, er hätte nun die Veranstaltungen angekündigt, die er im folgenden Semester in Berlin zu halten beabsichtige (Rohner 1969:62). Und für Bastian, seinen vorherigen Arbeitgeber, war selbst im März 1887 noch „selbstverständlich“, daß Boas über kurz oder lang wieder nach Deutschland zurückkehren würde: „Eine Zeitlang, wie ich voraussage, werden Sie dort drüben einen Wirkungskreis finden, der ganz Ihren Neigungen und Ihren Kräften entspricht. Dann aber müssen Sie wieder zu uns (selbstverständlich)“ (A. Bastian/F. Boas, 1.3.1887).

Obwohl sich dies in Boas' Briefen aus jener Zeit so nicht bestätigt, wird seine Glaubenzugehörigkeit, wenn es um die Gründe seiner Emigration geht, in der wissenschaftlichen Literatur immer wieder mit angesprochen. Der Grund dafür ist neben der fortschreitenden Bedeutung, die der Einbettung des Biographischen in die allgemeinen historischen Kontexte zukommt, eine Briefstelle, in welcher Boas selbst seinen antisemitischen Erfahrungen eine wichtige Rolle bei seinem Entschluß zuschreibt, Deutschland zu verlassen.¹⁴ Das Dokument, um das es dabei geht, stammt allerdings nicht aus der Zeit, in der Boas seine Entscheidung zur Emigration tatsächlich traf, sondern wurde von ihm in der Rückschau verfaßt. Und die Zeitspanne ist beträchtlich, denn der Brief datiert vom 8. Dezember 1930 (Rohner 1969:295). Damit liegt nicht nur beinahe ein halbes Jahrhundert zwischen den Überlegungen selbst und der Einschätzung, auf die die Literatur sich bezieht. Auch der Kontext der späten Äußerung ist bezeichnend, stammt sie doch aus der Zeit, als Nationalsozialismus und antijüdische Propaganda in Deutschland bereits deutlich an Einfluß gewonnen hatten, was Boas, der auch nach seiner Emigration weiterhin engen Kontakt zu Deutschland hielt, natürlich nicht entgangen war. Im Vergleich mit den Briefpassagen aus der Mitte der 1880er Jahre tritt die historische Gebundenheit von Boas' späterer Einschätzung deutlich zu Tage.

Diese Divergenz von zeitgleichem und zeitlich versetztem Verstehen kennzeichnet auch die anderen Erklärungsansätze, die dem historischen Kontext, das heißt hier vor allem den Lebensumständen von Juden in Deutschland, große Bedeutung für ein Verständnis von Boas' Emigration beimessen. Natürlich hatten Juden, auch im Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts und auch in wissenschaftlichen Einrichtungen, mit Vorurteilen und deren Konsequenzen zu kämpfen – schon Theobald Fischers oben zitierter Nachsatz ist dafür klingender Beweis. Sich von einer konkreten Situation ab- und den allgemeinen historischen Zusammenhängen zuzuwenden, um von diesen ausgehend die Gründe für konkretes Handeln offen zu legen, führt jedoch nicht zwangsläufig dazu, die Ursachen richtig zu benennen. Denn zum einen werden so die „kleinen“ Bereiche des Privaten vernachlässigt, die auf konkrete Entscheidun-

¹⁴ Siehe zur historischen Kontextualisierung zum Beispiel Stocking (1968:149–150, 1974:22), Glick (1982:552ff.) und Kalmar (1987:687). Verweise auf die genannte Briefstelle finden sich zum Beispiel bei Hyatt (1990:12, 16), Knötsch (1992:90) und Cole (1999:104).

gen in der Regel doch großen Einfluß ausüben, und zum anderen ignoriert man die Gebundenheit von Entscheidungen an sehr spezielle Bedingungen, die sich aus der „großen“ Geschichte ebenfalls nicht, jedenfalls nicht erschöpfend, ableiten lassen. Und schließlich wird, wenn von politischen, ökonomischen oder religiösen Konstellationen einer Zeit auf das Handeln Einzelner geschlossen wird, nicht berücksichtigt, daß historische Umstände nie unmittelbar, sondern immer nur vermittelt durch das individuelle Verständnis dieser Umstände handlungsleitend wirken können.¹⁵ Wenn es daher darum geht, zu verstehen, wie es zu Boas' Auswanderung kam, bleibt nur der Versuch, seine tatsächlichen Überlegungen zur Zeit der Entscheidungsfindung nachzuvollziehen. Und diese sind, wie seine Briefe zeigen, von anderen Aspekten geprägt als von den möglichen Folgen seiner Konfession. Seine Entscheidung für Amerika vor allem als passive Reaktion auf eine schwierig scheinende Lage in Deutschland zu sehen, hieße insofern auch, Boas' Persönlichkeit mißzuverstehen. Man würde so nicht nur seiner Wertschätzung des Privaten nicht gerecht werden, sondern auch seinem heute vielleicht schwer nachvollziehbaren pathetischen Idealismus, seinem aufklärerischen, fast anmaßenden Enthusiasmus. Genau dies ist allerdings für ein Verständnis von Boas' historischem Verdienst unverzichtbar.

LITERATURVERZEICHNIS

BOAS, Franz

- 1938 „An anthropologists credo“, *The Nation* (27.8.1938)
 1972 *The professional correspondence of Franz Boas* (Microfilm Edition). Wilmington, Del.: Scholarly Resources Inc.
 1994 *Bei den Inuit in Baffinland 1883–1884*. Tagebücher und Briefe. Bearbeitung, Einleitung und Kommentare von Ludger Müller-Wille. Berlin: Schletzer

BUNZL, Matti

- 1996 „Franz Boas and the Humboldtian tradition: from *Volksgeist* and *national character* to an anthropological concept of culture“, in: George W. Stocking Jr. (Hrsg.), *Volksgeist as method and ethic: essays on Boasian ethnography and the German anthropological tradition*, 17–78. Madison: University of Wisconsin Press (History of Anthropology 8.)

¹⁵ Die umfassende Biographie des jüngeren Boas von Douglas Cole (1999) bildet hier, weil sie immer an Boas' eigener Sicht der Dinge orientiert bleibt, ein oft differenzierendes Korrektiv. So zeigt sie beispielsweise, wie die Konfrontation mit antisemitischen Provokationen in seinem Fall auch die Erfahrung von Solidarität und Sympathie bedeutete (Cole 1999:60) und damit mehr beinhaltet als das Erleben von Ausschluß oder Randständigkeit. Siehe zur Möglichkeit der Ambivalenz im Verhältnis von Diskurs und Leben in diesem Zusammenhang auch Hauschild (im Druck).

COLE, Douglas

- 1983 „The value of a person lies in his Herzensbildung‘: Franz Boas’ Baffin Island letter-diary, 1883–1884“; in: George W. Stocking Jr. (Hrsg.), *Observers observed: essays on ethnographic fieldwork*, 13–52. Madison: University of Wisconsin Press (History of Anthropology 1.)
- 1988 „Kindheit und Jugend von Franz Boas. Minden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, *Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins* 60:111–134
- 1999 *Franz Boas: the early years, 1858–1906*. Vancouver: Douglas & McIntyre, Seattle und London: University of Washington Press

COLE, Douglas und Ludger MÜLLER-WILLE

- 1984 „Franz Boas’ expedition to Baffin Island, 1883–1884“, *Études Inuit Studies* 8(1):37–64

DÜRR, Michael, Erich KASTEN und Egon RENNEN (Hrsg.)

- 1992 *Franz Boas. Ethnologe, Anthropologe, Sprachwissenschaftler. Ein Wegbereiter der modernen Wissenschaft vom Menschen*. Wiesbaden: Reichert (Ausstellung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, 17.12.1992–6.3.1993)

GLICK, Leonard B.

- 1982 „Types distinct from our own: Franz Boas on Jewish identity and assimilation“, *American Anthropologist* 84:545–565

HAUSCHILD, Thomas

- Im Druck „Kultureller Relativismus und anthropologische Nationen. Der Fall der deutschen Völkerkunde und die Dialektik der politischen Korrektheit“, in: Aleida Assmann, Ulrich Gaier und Gisela Trommsdorff (Hrsg.), *Positionen der Kulturanthropologie*. Frankfurt am Main: stw

HERZIG, Arno

- 1980 *Abraham Jacobi. Die Entwicklung zum sozialistischen und revolutionären Demokraten. Briefe – Dokumente – Presseartikel (1848–53)*. Minden: Mindener Geschichtsverein (Mindener Beiträge zur Geschichte 16.)
- 1981 *In unseren Herzen glüht der Freiheit Schein. Die Entstehungsphase der bürgerlichen und sozialen Demokratie in Minden (1848–1878)*. Minden: Mindener Geschichtsverein (Mindener Beiträge zur Geschichte 19.)

HYATT, Marshall

- 1990 *Franz Boas social activist: the dynamics of ethnicity*. New York et al.: Greenwood (Contributions to the Study of Anthropology 6.)

KALMAR, Ivan

- 1987 „The Völkerpsychologie of Lazarus and Steinthal and the modern concept of culture“, *Journal of the History of Ideas* 48(4):671–690

KASTEN, Erich

- 1992 „Franz Boas: Ein engagierter Wissenschaftler in der Auseinandersetzung mit seiner Zeit“, in: Michael Dürr, Erich Kasten und Egon Renner (Hrsg.), *Franz Boas. Ethno-*

loge, Anthropologe, Sprachwissenschaftler. Ein Wegbereiter der modernen Wissenschaft vom *Menschen*, 7–37. Wiesbaden: Reichert (Ausstellung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, 17.12.1992–6.3.1993)

KLUCKHOHN, Clyde und Olaf PRUEFER

1959 „Influences during the formative years“, *Memoir of the American Anthropological Association* 89:4–28

KNÖTSCH, Carol Cathleen

1992 *Franz Boas bei den kanadischen Inuit im Jahre 1883–1884*. Bonn: Holos (Mundus Reihe Ethnologie 60.)

KROEBER, Alfred

1943 „Franz Boas, the man“, *Memoir of the American Anthropological Association* 61:5–26

MASSIN, Benoit

1996 „From Virchow to Fischer: physical anthropology and ‚modern race theories‘ in Wilhelmine Germany“, in: George W. Stocking Jr. (Hrsg.), *Volksgeist as method and ethic: essays on Boasian ethnography and the German anthropological tradition*, 79–154. Madison: University of Wisconsin Press (History of Anthropology 8.)

MÜLLER-WILLE, Ludger

1994 „Franz Boas und seine Forschungen bei den Inuit. Beginn einer arktischen Ethnologie“, in: Volker Rodekamp (Hrsg.), *Franz Boas 1858–1942. Ein amerikanischer Anthropologe aus Minden*, 25–38. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte (Texte und Materialien aus dem Mindener Museum 11.)

PÜSCHEL, Erich

1988 „Franz Boas (1858–1942), Amerikas großer Ethnologe als deutscher Privatdozent“, *Curare* 11:141–144

ROHNER, Ronald P. (Hrsg.)

1969 *The ethnography of Franz Boas: letters and diaries of Franz Boas written on the Northwest Coast from 1886 to 1931*. Chicago und London: University of Chicago Press

ROHNER, Ronald P. und Evelyn C. ROHNER

1969 „Franz Boas and the development of North American ethnology and ethnography“, in: Ronald P. Rohner (Hrsg.), *The ethnography of Franz Boas: letters and diaries of Franz Boas written on the Northwest Coast from 1886 to 1931*, xii–xxx. Chicago und London: University of Chicago Press

STOCKING, George W., Jr.

1968 *Race, culture and evolution: essays in the history of anthropology*. Chicago und London: University of Chicago Press

1974 *The shaping of American anthropology 1883–1911: a Franz Boas reader*. New York: Basic Books

1996 *Volksgeist as method and ethic: essays on Boasian ethnography and the German anthro-*

pological Tradition. Madison: University of Wisconsin Press (History of Anthropology 8.)